

Der Gangster und Geschäftsmann **Vincent Alo** (1904–2001) scheint zu den Hauptfiguren der US-Unterwelt gehört zu haben. Von italienischen Einwanderern abstammend, machte er bereits als Jugendlicher durch einen bewaffneten Überfall auf ein Juweliergeschäft auf sich aufmerksam, wohl in New York City, was ihm den Adel einer fünfjährigen Haft eintrug. Anschließend unterstellte er sich den berüchtigten Mafiabossen Lucky Luciano und Meyer Lansky. Anfangs ging es hauptsächlich um Alkoholschmuggel, wegen der bundesweiten Prohibition bis 1933. Seinem engen Freund Meyer Lansky diente Alo über Jahrzehnte als Leibwächter und Geschäftspartner. Das schloß offenbar ein, tüchtig jede Menge Politiker und Polizisten zu schmieren. Ab Mitte der 1930er Jahre war das Gespann vor allem in der Glücksspielbranche Floridas tätig. Später auch in Las Vegas, Nevada, und in Havanna, Kuba. Um 1970 wurde Alo noch einmal von der Justiz am Schlipps gepackt, die er belogen und behindert haben soll. Dafür saß er drei Jahre in Haft. Ansonsten kam er wiederholt mit vergleichsweise niedrigen Geldstrafen – und vor allem mit dem Leben davon. Mitte der 1970er Jahre habe er dann seine engsten Mitstreiter einem Nachfolger übergeben und sei in Ruhestand gegangen, heißt es in der englischen *Wikipedia*. Die Enzyklopädie betont, er sei eines „natürlichen Todes“ gestorben – 2001 mit 96! Das darf man wohl, bei diesem gefährvollen und nervenaufreibenden Beruf, in der Tat erstaunlich nennen. Andere scheuen sich bereits, nach einem Regenguß auf eine Nacktschnecke zu treten, und bringen es trotzdem nur auf 50.

Jede mir erreichbare Quelle vermeidet es jedoch, den lieben Vincent einen Schläger zu nennen und gar die Anzahl seiner verletzten, getöteten oder gequälten Opfer zu nennen. Ganz im Gegenteil! Der leidenschaftliche Golfspieler sei charmant und scharfsinnig und unter seinen Mitarbeitern beliebt gewesen. 1936 begab er sich sogar unter die Haube: er heiratete die Witwe Florence Rose Gelinas Miller, geb. 1905, die zwei Stiefsöhne an der Schürze hatte. Was nun aus denen später wurde, verrät kein Mensch. Jedenfalls konnte oder wollte die Gattin ihren Mafiosi offensichtlich nicht von der „schiefen Bahn“ zerren. 1990, mit 84, habe sie ihr vermutlich nicht entbehrungsreiches Leben in Las Vegas beendet. Vielleicht galt für beide Gatten die immer wieder verblüffende Faustregel der Beständigkeit. Die Charaktere bleiben sich und ihrer „Bestimmung“ treu. Haben sie mit 19 auf den Juwelier geschossen, ziehen sie auch mit 96 noch den Colt, wenn der Bestatter bei ihnen klingelt.

Laut Webseite des in Las Vegas ansässigen [The Mob Museum](https://themobmuseum.org/notable_names/vincent-alo/) [https://themobmuseum.org/notable_names/vincent-alo/] hat Alo, unter Kumpels und Fans „Jimmy Blue Eyes“ genannt, seine letzten Jahre bei seiner Nichte Carole Cortland Russo in Miami, Florida, verbracht, wo er auch starb. Anscheinend hatte er noch immer gute Ein-

künfte aus legalen Geschäftsanteilen, was der Nichte jede Wette nicht unangenehm war. Russo schrieb sogar ein Buch über ihn, in dem sie ihn als letzten Gentleman-Gangster preist. Nun ja – wenn diese Autorin nicht bestochen war, bin ich bereit, einen Croupier-rechen zu fressen. Alo sei höflich, ruhig, logisch, gerecht gewesen, insbesondere in Streitgesprächen, freilich niemals seinen Feinden gegenüber. Das räumt sie immerhin ein. Ob sie wohl auch verrät, wieviele Leute er herein- oder umgelegt hat? Vermutlich nicht. Die erwähnte Treue bezieht sich natürlich häufig auch auf den jeweiligen Clan – und es wäre verwunderlich, wenn ausgerechnet Russo am weltweit beliebten Clandenen rüttelte.

Eine andere Webseite [<https://mob-who.blogspot.com/2016/03/alo-vincent-1904-2001.html>] erwähnt den Mord an Hafenarbeiterführer Anthony Hintz, wohl in NYC 1947. Alo sei möglicherweise darin verwickelt gewesen; jedenfalls fragte ihm das *FBI* Löcher in den Bauch. Im restlichen Internet ist dieser Mordfall völlig unbekannt. Anscheinend war Hintz nicht so wichtig wie beispielsweise Joe Hill.

Überhaupt ist die Quellenlage zu Alo recht betrüblich. Weder wird eine halbwegs unbefangene, gedruckte Biografie genannt, noch sind sonstige, irgendwie tiefer schürfende Quellen zu haben. Das betrifft allgemein auch seinen Gemütszustand, und insbesondere seinen immerhin 25 Jahre währenden sogenannten Ruhestand. Was tat er die ganze Zeit? Er wird ja wohl kaum, wie früher, auch mit 85 noch täglich auf dem Golfplatz gewesen sein; da trifft er nur jeden dritten Ball, und mit den getroffenen Bällen legt er womöglich die ihn observierenden Leute der Konkurrenz und des *FBI* um. Oder studierte er endlich die Wälzer des Pastors Ralph Waldo Emerson und versenkte sich in Grübeleien der metaphysischen Art? Es ist eher unwahrscheinlich. So oder so, muß der Obergangster jedenfalls auch in „mentaler“ Hinsicht ein As gewesen sein, sonst hätte er sein biblisches Alter niemals erreicht. Ein paar gute Tricks hätte ich mir ja wirklich nur zu gern von ihm abgeguckt.

Die philippinische Spät-Revolutionärin und gefeierte Volksheldin **Melchora Aquino** (1812–1919), auch *Tandang Sora* genannt, ist gerade wieder in die Schlagzeilen gekommen. Ich bin jedoch nicht sicher, ob sie diese Schmach wirklich verdient hat. Am 3. Juni 2025 meldet das offenbar einflußreiche Portal philstar [<https://www.philstar.com/nation/2025/06/03/2447730/marcos-declares-january-6-tandang-sora-day>], Mister Ferdinand „Bongbong“ Marcos Jr., Staatspräsident der Philippinen seit 2022, habe den 6. Januar zum *Tandang Sora Day* erklärt. Einst habe die Geehrte die Mitglieder der von Andres Bonifacio geführten revolutionären *Katipunan* mit Unterkünften, Lebensmitteln

und medizinischer Hilfe unterstützt, erläutert das Portal. Mit Hilfe weiterer Quellen füge ich hinzu: Die Tochter von Landarbeitern in der Gegend von Manila hatte sich erst nach der eigenen Ehe und dem Aufziehen ihrer sechs Kinder jener revolutionären Bewegung zugewandt, in der ein Sohn von ihr mitwirkte. Da war sie bereits über 80. Im Jahr 1896 wegen ihrer rebellischen Umtriebe verhaftet, kam sie ins Gefängnis; dann in die Verbannung. 1903 konnte sie aus ihrem Exil zurückkehren, weil die Yankees die Spanier (1898) vertrieben hatten, womit der weitläufige Inselstaat vom Regen in die Traufe kam. Greisin Aquino wurde von ihrer Tochter Saturnina aufgenommen – und noch geschlagene 107 Jahre alt.

Meine Hoffnung, jemand könnte mir einmal anschaulich schildern, wie sich der Alltag einer über 100jährigen anfühlt, ist geringer als ein runzeliges Reiskorn. Beispielsweise soll Christine Doran 1998 einen Band mit dem Titel Women in the Philippine Revolution [<https://www.jstor.org/stable/42634272>] veröffentlicht haben. Versichert mir einer brieflich, Doran liefere die vermißte Schilderung, schenke ich beiden, dem Gewährsmann und der Autorin, die interessante Schallplatte *Leon hat oft ein Brett vor dem Kopf*.

Vor Papa „Bongbongs“ jüngster Ehrenerklärung gab es bereits mehrere Gedenkstätten für Melchora Aquino. Vielleicht ist nicht jedem bekannt, aus welchem giftigen Nest dieses Bongbong kommt. Juniors Clan dürfte zu den übelsten Pestbeulen der asiatischen Geschichte zählen. Sein Vater Ferdinand Marcos war von 1965 bis 1986 Präsident der Philippinen, zunächst „gewählt“, später unter Kriegsrecht diktatorisch. Gegen die Opfer seiner Herrschaft gehalten, ging die Mafia seines US-Gönners geradezu mit Samthandschuhen vor. Juniors Mutter Imelda Marcos war ebenfalls eine große, antikommunistische Beißzange, nebenbei auch Schuhfetischistin, was ich neulich bereits in meinem *PAL* unter Utopien, Schuh [<https://siebenschlaefer.blogger.de/stories/2895919/>] angedeutet habe. Das sollten Sie gleich einmal nachschlagen. Sowohl Imelda wie Juniors Schwester Imee Marcos ließ und läßt man ebenfalls wieder als Politikerinnen gewähren. Für Einfaltspinsel ist das kaum zu begreifen, aber für TheoretikerInnen des Imperialismus, der Volksfrömmigkeit und der Gehirnwäsche ist das ganz normal.

Ein anderer weithin verehrter Philippine schaffte übrigens nur ein Drittel von Aquinos Lebensspanne. Er steht sogar in meinem *Brockhaus*, und zwar, für 15 Zeilen (in Band 18 von 1992), gar nicht so übel. Der „philippinischen Freiheitsheld und Schriftsteller“ **José Rizal** (1861–96) sei als „angeblicher Rädelsführer“ revolutionärer Aufstände zum Tod verurteilt und erschossen worden. Da war er 35 Jahre alt. Heute ist Rizal in der Hauptstadt Malina ein eigener Park gewidmet. Der Tag seiner Hinrichtung (30. Dezember) ist Nationalfeiertag. Aber selbst im Kurort Wilhelmsfeld bei Heidelberg

[https://www.rnz.de/nachrichten/region_artikel,-Region-Heidelberg-Jose-Rizal-Park-Wilhelmsfeld-Philippinischer-Freiheitskaempfer-ist-in-Vergessenheit-_arid,282222.html] findet sich ein Denkmal, das an den weitgereisten Arzt und Freimaurer erinnert. In Wahrheit hatte Rizal, aus wohlhabender Mestizenfamilie mit chinesischem Einschlag stammend, gewaltsamen Umsturz zeitlebens abgelehnt. Gleichwohl fiel er einem spanischen Hinrichtungskommando zum Opfer. Zurück blieb seine neue irisch-stämmige Lebensgefährtin aus Hongkong Josephine Bracken. Laut englischer *Wikipedia* ging sie zwar noch eine Ehe mit einem philippinischen Kaufmann ein, erlag jedoch bereits mit 25 der Tuberkulose. Man sieht, der Planet Erde ist in Gerechtigkeit gebettet.

In seinem letzten Brief an seinen Freund Professor Ferdinand Blumentritt, einen Philippinen-Kenner aus dem nordböhmischen Leitmeritz, versichert Rizal: „Mein lieber Bruder, wenn du diesen Brief erhältst, werde ich tot sein. Morgen, um Sieben, werde ich erschossen; aber ich bin des Verbrechens der Rebellion unschuldig.“ Zuvor hatte er die brutalen Unsitten der spanischen BesatzerInnen – und damit insbesondere des pharisäerhaften spanischen Klerus‘ – in mehreren Büchern angeprangert. Diese Werke erschienen im Ausland und wurden auf den Philippinen umgehend verboten. Da er das Ende der spanischen Herrschaft nicht mehr erlebte, blieb Rizal auch die Ernüchterung durch das Schicksal der Revolution erspart: man kam, wie schon angedeutet, alsbald vom spanischen Regen in die nordamerikanische Traufe. Statt die junge philippinische Republik, gemäß eines Versprechens, anzuerkennen, bekämpften die USA sie im *Philippinisch-Amerikanischen Krieg* (1899–1902) mit allen ihr damals zur Verfügung stehenden militärischen Mitteln. Im Ergebnis bissen mehrere Hunderttausend Filipinos, wohl meist wegen Seuchen, ins Gras – ins Gras einer neuen Kolonie jenes freiheits- und demokratiedurstigen Staatenbundes, der sich erst unlängst vom britischen „Mutterland“ gelöst, also vom kolonialen Status befreit hatte. Die „Westliche Wertegemeinschaft“ steht seit vielen Jahrhunderten auf zwei Beinen: der Doppelmoral und dem Völkermord.

Der russischen Schriftstellerin **Natalja W. Baranskaja** (1908–2004) gönnt *Brockhaus* lediglich fünf Zeilen, erwähnt aber immerhin das einzige Buch, das ich von ihr kenne. Und erfreulicherweise behandelt dieses Buch nicht den russischen Nationaldichter Alexander Puschkin (1799–1837). Der stammte aus blaublütigen und betuchten Kreisen und blieb auch in ihnen, was sich nicht zuletzt, wenn auch tödlich, durch ein Duell bewies, bei dem sich der 37jährige Anfang 1837 in Sankt Petersburg einen Bauchschuß einfieng, der ihm zwei Tage später das Lebenslicht ausblies. Wie sich versteht, war es um eine Frau gegan-

gen: Natalja, geboren 1812. Es war die von Puschkin. Ein Geck namens Georges-Charles de Heeckeren d'Anthès, von Beruf Gardeoffizier, hatte Nataljas Schwester Katharina Gontscharowa geheiratet, machte aber gleichwohl weiterhin Frau Puschkin den Hof, die als schönste Frau der damaligen Hauptstadt des Zarenreiches galt. Da blieben, in solchen Kreisen, die Gerüchte über Tändeleien bis hin zum Ehebruch nicht lange aus. Als Herr Puschkin dem Adoptivvater seines angeblichen Nebenbuhlers einen beleidigenden Brief schickte, sah sich Heeckeren gezwungen, den Verfasser zum Duell zu fordern. Allerdings ist diese Version der Angelegenheit umstritten; manche ForscherInnen neigen sogar zu der Ansicht, der „Nationaldichter“ sei hier träumenden Auges in eine Falle gelaufen, also einer Intrige oder gar einer Verschwörung aufgesessen. Immerhin hatte Puschkin unter ständiger Beobachtung der zaristischen Geheimpolizei gestanden, weil er als unbequem galt. Außerdem war er stark verschuldet, was wiederum Selbstmordtheorien entgegenkam.

Es lag Baranskaja fern, sich in diesen Streit einzumischen. Eben um ihre damals so früh verwitwete Vornamensschwester kreist nämlich ihre Novelle *Ein Kleid für Frau Puschkin*. Der Text erschien 1977 zunächst in einer Zeitschrift. Womöglich hat er mehr Liebreiz als sämtliche Kleider seines Gegenstandes zusammen. Übersetzer war (1982) Wolfgang Kasack. Von Hause aus eher ängstlich, sieht sich die ätherische Heldin mit der Wespentaille eigenen und fremden Schuldvorwürfen ausgesetzt. Sie wird hier aus unterschiedlichsten Blickwinkeln beobachtet, so von einer nicht von Bosheit freien Freundin, ferner von Geschwistern, Eltern, Dienern, schließlich auch mit ihren eigenen Augen. Durch Baranskajas behutsame, gleichwohl unbestechliche Sprache entsteht dabei ein anschauliches Porträt sowohl der gebeutelten Witwe wie der damaligen „besseren“ russischen Gesellschaft Mitte des 19. Jahrhunderts. Dabei ist das Porträt der Witwe, wie sich versteht, nicht weniger erfunden wie Ivan Makarovs Gemälde [[https://de.wikipedia.org/wiki/Natalja_Nikolajewna_Puschkina-Lanskaja#/media/File:N.N.Lanskaya_by_Ivan_Makarov_\(1849,_Pushkin_museum\)_detail_01.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Natalja_Nikolajewna_Puschkina-Lanskaja#/media/File:N.N.Lanskaya_by_Ivan_Makarov_(1849,_Pushkin_museum)_detail_01.jpg)] von 1849, das vermutlich viele BetrachterInnen für betörend halten.

Baranskaja wurde, just wie Vincent Alo, 96 Jahre alt, und die Ebbe ihren Lebensabend betreffend ist auch mindestens genauso betrüblich wie im Falles des US-Gangsterbosses. Baranskaja stammte aus medizinischem Hause. Trotz starker äußerer Wirren und vieler Umzüge kam sie zu einer akademischen Ausbildung zur Literaturwissenschaftlerin. Der zweite Ehemann fällt im Zweiten Weltkrieg, so daß sie zwei Kinder allein durchzubringen hat. Ja, die Zeiten waren schon damals hart, hatte doch Putins Großvater den ganzen Freien Westen bedroht ... Zuletzt ist Baranskaja am Moskauer Puschkin-Museum tätig. 1966 habe sie um vorzeitige Pensionierung gebeten; angeblich war sie zunehmend angefeindet worden. Erst jetzt warf sie sich auf die Schriftstellerei.

Meist kreisten ihre durchaus erfolgreichen, meist erzählerischen Werke um Frauenschicksale. Mit der „Wende“ um 1990 hatte sie wieder zu kämpfen, weil nun der Wind auf Kapitalismus, also Rendite stand. Sie lebte zuletzt bei einem Enkel in Moskau.

Ich nehme an, für helle weibliche Köpfe wäre Baranskaja ein dankbares Thema. Sie dürften nur keine Akademikerinnen sein – wie beispielsweise ihr Gegenstand selber.

Der deutsch-argentinische Schachspieler und Schachkomponist **Francisco Benkö** (1910–2010) verpaßte die 100 um ein halbes Jahr. Noch als 92jähriger zog er in die Endrunde der argentinischen Schachmeisterschaft ein. Als er 2008 in Buenos Aires zum letzten Mal an einem Turnier teilnahm, war er bereits 97. Ein hübsches Foto aus jenem Jahr zeigt ihn am Schachbrett durchaus knuffig und rüstig. Er trägt Brille, eine von weißem Haarkranz umsäumte Mittelglatze, große fleischige Ohren und eine kräftige Nase. Im betreffenden Artikel des Schachportals *ChessBase*, aus Anlaß einer öffentlichen Ehrung in Buenos Aires veröffentlicht, räumt der Greis lediglich ein, er habe die Lobreden auf ihn nur zum Teil mitbekommen, weil er schon etwas schwerhörig sei. Benkö und seine Schwester Anne, ab 1928 Vollwaisen, hatten es 1936 vorgezogen, Berlin mit Buenos Aires zu vertauschen. Das Geld für die Schiffsreise war offensichtlich vorhanden. Die Mutter der Geschwister hatte als Jüdin gegolten. In der argentinischen Hauptstadt starb Benkö dann auch, an „Herzversagen“ in einer Klinik, also vielleicht durch Krankheit oder durch sein hohes Alter geschwächt.

Ich nehme an, Benkö hatte sich hauptsächlich von seinen Schachkompositionen ernährt. In den Zeitungen meiner Jugend gab es immer Schachaufgaben, jedenfalls in den Wochenendausgaben, wo sie auf der „Bunten Seite“, vielleicht auch im Feuilleton standen. Man erspähte sie sofort, weil sie, als Grafik, ein stilisiertes Schachbrett zeigten. Meist waren sie einem Sammelband entnommen, und der betreffende „Komponist“ bezog natürlich bei jedem Abdruck Tantiemen. Zuweilen auch Problem- oder Rätselschach genannt, geht es bei diesen Aufgaben oder Studien vor allem um die ästhetische und kriminalistische Dimension, die im Wettkampf oft zu kurz kommt. Bei ihnen steht das Ergebnis fest, der Gegner ist nicht leibhaftig anwesend – wichtig ist der Genuß der Lösung, die der Komponist so elegant und raffiniert wie möglich anzulegen hat. Die Studie muß keineswegs mit der Eröffnung einsetzen. Vielleicht gibt es nur noch fünf Figuren auf dem Brett, und nun befiehlt der Komponist dem Schachfreund: „*Weiß* am Zug gewinnt“ oder gar: „*Matt* in drei Zügen“. In beiden Fällen gibt es nur *eine* Lösung, während es im Leben,

auch der Sportstätten oder Kriegsschauplätze, bekanntlich stets verschiedene, dabei oft kaum abwägbare Möglichkeiten gibt, zu siegen – oder aber unterzugehen.

Richard Büchner (1908–29) ging unter. Damit setze ich noch einen knappen Kontrast. Der sächsische Junge wuchs mit acht [<https://www.dieschwalbe.de/personalia285.htm>] Geschwistern in Erdmannsdorf bei Chemnitz auf. Als er von der Volksschule abging, stellte man einen Herzfehler bei ihm fest. Er wurde gleichwohl Andreher in einer örtlichen Baumwollspinnerei, Gewerkschaftsmitglied – und wie sein Bruder Rudolf leidenschaftlicher Aktivist im Arbeiterschach. Dabei verlegte er sich zunehmend darauf, Problemschachaufgaben auszuknobeln, die beispielsweise auch in der Chemnitzer *Volksstimme* erschienen. Aber um 1927 klopfte sein Herzfehler an und steigerte sich zu einer Herzklappenentzündung. Die Ärzte konnten ihm nicht helfen. Anfang 1929 starb der vielversprechende „Schachkomponist“, knapp 21 Jahre alt, in einem Chemnitzer Krankenhaus. Benkö hatte der Problemschachvereinigung *Schwalbe* auch schon angehört, nur eben anfangs in Berlin. Und beträchtlich länger.

Der Verleger **Gottfried Bermann Fischer** (1897–1995) wurde groß, weil er eine natürliche Verehrung für alles Große empfand, das unserem Planeten entspringt, etwa kalifornische Mammutbäume. Er stammte aus ober-schlesischem, jüdischem Hause. 1926, damals nur Bermann mit Nachnamen und noch Chirurg von Beruf, verheiratete er sich geistesgegenwärtig mit Brigitte Fischer, einer Tochter des berühmten Berliner Verlegers Samuel Fischer. Bald darauf stand er an der Spitze des gut eingeführten Verlagshauses. In diesem Rahmen gelangen ihm etliche fette Verkaufserfolge, etwa mit den *Buddenbrocks* (Thomas Mann) und dem *Doktor Schiwago* (Boris Pasternak).

Bermann Fischer war fromm, soweit ich weiß, doch sein oberster Gott war just Prof. Dr. Thomas Mann. Wie sich versteht, gehörten zur Größe auch die korrekten Titel. Selbst engste langjährige Mitarbeiter betreffend, etwa Theaterfachmann Konrad Maril oder Lektor Viktor Zuckerkandl, versäumt es der Verleger nie, in seinen 1967 erstmals veröffentlichten, durchaus gut geschriebenen Memoiren *Bedroht – Bewahrt* getreulich deren Dokortitel anzuführen. Meine Ausgabe, „durchgesehen“, stammt von 1994. Bermann Fischers Briefe an Mann überhäufen diese Geistesgröße geradezu mit Unterwürfigkeit. Doch immerhin hat der Verlagschef kein umfassendes Brett vor dem Kopf und räumt deshalb einmal die peinlich leichte Kränkbarkeit des berühmten Manns ein. „Wegen einer ganz nebensächlichen Attacke irgendeines unwichtigen Menschen konnte er körperlich

erkranken. Der Umstand, daß ihn ein Bauer von seiner Wiese verwies, auf der er sich mit uns niedergelassen hatte, konnte ihm den ganzen Tag verderben.“ (S. 56)

Es gab also auch „unwichtige“ Menschen, die man getrost ignorieren konnte. Offenbar zählte Bermann Fischer, der sich ab 1936 im Exil befand, auch die nordamerikanischen IndianerInnen dazu. Von einer frühen US-Reise erzählt der ausgewanderte Verleger, mit allem Hab und Gut im Kofferraum und auf dem Verdeck sei er mit seiner Familie „wie die Zigeuner“ von Los Angeles quer durch die Staaten nach New York City gefahren. Er preist die dabei gestreiften Schönheiten des Landes. Die Elendstrecks vieler geflüchteter oder vertriebener IndianerInnen, von denen er eigentlich schon einmal etwas gelesen haben muß, läßt er eiskalt unter den Tisch fallen (280). Für ihn ist das vorbei. Es ist jene „indianische Vergangenheit“, an die noch manche Ostküstenflüsse mit ihrem Namen erinnern, etwa der Connecticut-River, an dem Bermann Fischer später ein Haus bewohnt (315). Diese Einstreuung ist überhaupt die einzige Stelle der ganzen Memoiren, an der das Wort IndianerInnen vorkommt, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht. Hier, auf geraubtem und mit viel einheimischem Blut getränktem Boden, baut Bermann Fischer mit dem Naturrecht des weltläufigen liberalen Demokraten sein Verlagsimperium weiter zielstrebig aus. Viele tausend andere Geistesgrößen, voran Thomas Mann und Albert Einstein, hielten es genauso. Die Bücher oder Aufsätze, in denen das gerügt wird, können Sie wahrscheinlich mit der Lupe suchen. Finden Sie welche, schreiben Sie mir bitte.

Nach dem Krieg bald wieder in Deutschland, begab sich der Verlagschef 1963 in Ruhestand. Seinen Lebensabend verbrachte er mit seiner Gattin in einem Haus mit Bildhauerwerkstatt, das ihm drei Architekten – zwei florentinische und ein deutscher – in die Toskana gesetzt hatten (517). Ich finde keine Bilder, vermute jedoch, das Haus hat mehr gekostet als ein Ziegenkäse mit Oliven. Hier starb der Bauherr mit 98 Jahren. Auch die Berliner *taz*, damals angeblich noch ein alternatives Blatt, gab den frisch Verstorbenen in ihrem Nachruf (vom 19. September 1995) gleich in den ersten Zeilen als „großen Verleger und Intellektuellen“ aus.

Bei meinen bekannten Riesenmißerfolgen auf dem Buchmarkt könnte man mich vielleicht für voreingenommen halten. Ich wage gleichwohl die Frage, worin eigentlich der große Unterschied zwischen einem Gangsterboß wie Vincent Alo und einem Verlagschef wie Bermann Fischer bestehen soll. Oh ja! Es gibt diesen Unterschied! Will Alo ein Glücksspielsyndikat aufbauen, muß er zunächst einmal ein Juweliergeschäft überfallen und dann zeitlebens gute Beziehungen zu Hehlern, Waffenhändlern und Rechtsverdrehern pflegen. Selbst Henry Ford muß Stahl und Ingenieure beschaffen, wenn er eine Automobilproduktion ankurbeln und aufrecht erhalten will. Und jeder Bäcker ist gezwungen, ständig

neues Mehl zu bestellen, sofern er uns regelmäßig mit frischen Brötchen zu versorgen gedenkt. Was jedoch hat der zukünftige und dann gebackene Verleger zu tun? So gut wie nichts, sage ich. Er setzt sich des morgens an seinen von großen Briefumschlägen, später Pdf-Dateien überhäuften Schreibtisch und sieht die neueingegangenen Manuskripte durch, die ihm beflissene „Literaturagenten“ oder unverbesserliche Narren ungebeten und auf eigene Kosten wieder in den Schoß geworfen haben. Ab und zu versieht er ein Manuskript mit rotem Ausrufungszeichen und pfeift Herrn Dr. Zuckerkandl herbei, der es bitte lektorieren möge.

Weniger bildhaft ausgedrückt, liegt auf Erden aus Gründen, die vielleicht einmal ein erwerbsloser Akademiker durchleuchten sollte, offensichtlich ein krasses, ja geradezu groteskes Mißverhältnis zwischen Bücherverfassern und Bücherverlegern vor. Jene sind absolut in der Überzahl und stets äußerst schwach auf der Brust, während bei diesen die heiratsfähigen Erbinnen und alles erforderliche restliche Know-how sitzen. Wir sprechen also von einem Häuflein aus Mächtigen. Von daher sollte sich niemand wundern, wenn diese MachthaberInnen in der Regel auch entsprechend selbstherrlich und überheblich sind.

Das gleiche Alter wie Bermann Fischer, 98, erreichte die Tänzerin und Bildende Künstlerin **Olga Bontjes van Beek** (1896–1995) aus Fischerhude bei Bremen. Sie stammte aus einer Künstlerfamilie, malte noch als Hochbetagte und starb in ihrem Fischerhuder Elternhaus. Ob sie zuletzt allein im Haus wohnte, wird in den Internetquellen nicht klar. Ein ansprechendes Foto von 1986 [https://kunstverein-fischerhude.de/ausstellung/olge_bvb/] zeigt die 90jährige mit Gemälden – und vergleichsweise üppig geschmückt. Vermutlich war sie nicht bettelarm. Zumindest zwei Stöcke (oder Krücken) waren aber zuletzt ihre ständigen BegleiterInnen auch im Haus, heißt es in einem Zeitungsporträt. Entglitten sie der sitzenden Greisin gelegentlich, spreche sie gutmütig-spöttisch mit ihnen wie mit Kindern.

In der Jugend dürfte Olga recht geschmeidig gewesen sein. Sie verschrieb sich zunächst dem Ausdruckstanz und ging für einige Jahre auf Tournee. Diese „expressiven“ Bühnendarstellungen sind nicht unbedingt mein Fall, aber damals galten sie als avantgardistisch und kühn. Neben vielen Wopswedern ist die junge Frau mit dem Philosophen Theodor Lessing und dem späteren Kanzler Helmut Schmidt bekannt. Sie wechselt das künstlerische Fach, nämlich zur Malerei, nach ihrer Trennung vom Gatten Jan, wohl 1931, und dem Ausfliegen der gemeinsamen drei Kinder. Keramiker Jan Bontjes van Beek geht nach Berlin, die Kinder pendeln. Jetzt wird es schrecklich. Jan wie auch seine Tochter Cato

beteiligen sich in Berlin an der hochgefährlichen Widerstandsarbeit der antifaschistischen, vielleicht auch kommunistischen *Roten Kapelle*. Sie werden ertappt. Während der Vater „mangels Beweisen“ glimpflich davonkommt, wird die verhaftete Tochter (1943) zum Tod verurteilt und in Plötzensee mit dem Fallbeil hingerichtet. Die überzeugte Christin war erst 22. Diesen Mordfall habe ich neulich, unter Cato Bontjes, in meinem PAL gestreift [<https://siebenschlaefer.blogger.de/stories/2895308/>] und dabei auch allgemeiner auf fragwürdige Ansichten vom damaligen antifaschistischen Widerstand hingewiesen. Daß die Mutter an diesem Schlag nicht zerbrochen ist, grenzt schon an ein Wunder. Nach Kriegsende kämpfte Olga mit den niedersächsischen Behörden 12 Jahre lang um die Rehabilitierung Catos und gewann den abschließenden Prozeß sogar.

Leider gehört das hauptberufliche Künstlertum genauso zum Kapitalismus wie das professionelle Entwerfen und Verfertigen von Schützenpanzern. Viele Leute leben davon, auf Kosten anderer Leute. Dies vorausgeschickt, muß ich einräumen, von einigen Reproduktionen her sagen mir Olgas Gemälde deutlich mehr zu als die hochgehandelten von Paula Modersohn-Becker.

Läßt man ein ganzes Rudel Milchsäurebakterien gezielt auf einen Topf mit Milch los, erhält man, nach Vergärung, Joghurt. Um 1900 wurde dieses uralte Nahrungsmittel zum Gesundheitsschlager, zunächst nur in Reformhäusern und Apotheken erhältlich. Hier lag das Sprungbrett für einen hellen jüdischstämmigen Kopf aus Griechenland. Er hatte es im Urin, Joghurtbecher in Goldgruben zu verwandeln. **Daniel Carusso** (1905–2009) wächst hauptsächlich in Katalonien auf, geht dann nach Frankreich, um Betriebswirtschaft und Bakteriologie zu studieren. 1939 übernimmt er den väterlichen Betrieb *Danon*, später *Danone*, und gründet eine Niederlassung in Paris. Der fast schon bezaubernde Firmenname war just vom Sprößling, dem „kleinen Daniel“ abgeleitet.

Wenn sich Carusso durch die deutsche Besetzung schon 1941 zur Flucht genötigt sah, war es zunächst sicherlich ärgerlich, doch es hatte auch sein Gutes: Der Nahrungsmittelfabrikant ging in die USA und kaufte in NYC, seinen Wurzeln treu bleibend, ein winziges griechisches Familienunternehmen, das Joghurt herstellte. Unter Carussos „Know-how“ schwoll es sofort an. Den wirklich zündenden Einfall hat er aber erst 1947. Er habe seinen Joghurt mit einer schmalen Schicht Erdbeermarmelade unterlegt, heißt es in einem Rundfunkbeitrag. Das war freilich ein naheliegendes – und durchschlagendes Zugeständnis an den nordamerikanischen Massengeschmack. Hauptsache süß, wie *Coca Cola* und das jeweils führende Filmsternchen.

Durch diesen endgültigen Durchbruch vom säuerlichen Apothekenmittel zum Industrieprodukt wurde Carusso zum Krösus. Gleichwohl sei er immer freundlich und „diskret“, wohl bescheiden, geblieben, versichert *Le Monde* in seinem Todesjahr. Und man höre und staune: der frühere Gesundheitsapostel starb erst mit 103. Wenn das keine unwiderstehliche Empfehlung für sein Industrieprodukt war? Heute soll der Futter-Weltkonzern *Danone* in rund 200 Produktionsstätten um 100.000 Beschäftigte haben. Die Zentrale sitzt nach wie vor in Paris.

Laut Internet war Carusso verheiratet und hatte mit Gattin Grace Covo eine Tochter, Marina. Man erfährt freilich nichts von Zärtlichkeiten oder Schlammschlachten. Der Chef sei noch im hohen Alter zwischen Barcelona und Paris hin- und hergereist, um den Milchsäurebakterien und Wald-Erdbeeren zu zeigen, wo es lang geht – die Munterkeit und die Herrlichkeit in Person.

Die *Berliner Zeitung* beklagt soeben (16. Juni 2025) das Dahinsiechen von modernen Milchkühen und macht auch die sogenannten Bio-Milchprodukte madig: <https://www.berliner-zeitung.de/open-source/traurige-wahrheit-auch-weide-oder-biomilch-kuehe-muessen-leiden-li.2326364>.

Für die englische Schriftstellerin **Barbara Cartland** (1901–2000) wäre ich vermutlich ein Schreckgespenst gewesen, weil ich mich eigentlich stets bemühe, möglichst wenig zu schreiben. Sie dagegen soll weit über 700 Buchtitel ausgeworfen haben. Ihr Pensum betrug im Schnitt 14 Tage pro Manuskript. Anfangs Klatschkolumnistin, diktierte sie ihre Bestseller mit Hündchen im Arm ihrer Sekretärin vom Sofa aus, falls die *WDR*-Webseite („Stichtag 21. Mai 2010“) nicht lügt. So habe sie fließbandmäßig das immerselbe Muster verfochten: einfältige Schöne erweicht, ehelicht und zähmt klugen, schneidigen, edlen Geldsack. Schließlich war sie selber Majorstochter und heiratet auch wieder einen hohen Offizier. Als Gesamtauflage ihrer Bücher werden meist über 1 Milliarde Exemplare angegeben. Viele von diesen Schmalzschinken wurden überdies verfilmt. Mit knapp 90 machte die liebe Queen sie zur *Dame*. Ihre Tochter angelte sich einen *Earl*. Wohl schon krank und verwirrt, stirbt Cartland mit 98 auf ihrem Landsitz *Camfield Place* nahe Hatfield, Hertfordshire, im Schlaf, behauptet die englische *Wikipedia*. Ihr Sterbelager hätten ihre zwei Söhne flankiert.

Eine andere, durchaus geistesverwandte Vielschreiberin soll die bayerische Autorin **Gitta von Cetto** gewesen sein, 1908–2010. Sie brachte es sogar auf 102. Sie wirkte literarisch auch gern auf junge Menschen ein, was sicherlich eine Mitgift ihrer wundervollen Jugend mit einem fröhlichen Vater, einer schönen Mutter, Schwestern und vielen Tieren in

einem Haus am Walde sei, erzählt uns ein Klappentext im Internet: <https://www.detlef-heinsohn.de/ki-cetto.htm>. Sie war wohl in oder bei Landsberg am Lech aufgewachsen. 1940 scheint sie sich, in zweiter Ehe, mit dem Juristen Jörn Seuffert verheiratet zu haben, der allerdings 1945 schon wieder gestorben sein soll, und zwar in Focsani, Rumänien. Das riecht nach deutscher Wehrmacht und deutschem Faschismus.

Die berüchtigte *Hitlerjugend* hatte, nach Altersstufen, vier Abteilungen. Eine davon war der *Bund Deutscher Mädel (BDM)*. Der wiederum besaß eine Unterabteilung namens *Glaube und Schönheit* für ältere Mädel bis 21 Jahre, die dann nahtlos in die *NS-Frauenschaft* eintreten konnten beziehungsweise mußten. Dieser 1938 geschaffenen Unterabteilung stand zunächst eine echte Adelstante vor, **Clementine zu Castell-Rüdenhausen** (1912–2008). Sie mußte den Posten jedoch schon im folgenden Jahr aufgeben, weil sie sich unbedingt mit dem Nazi-Schriftleiter Utermann verheiraten wollte. Das war auch keineswegs verboten, ganz im Gegenteil. Ehe und Mutterschaft standen ja hoch im Kurs. Es verstieß lediglich gegen die Vorschrift, *BDM*-Funktionärinnen mußten unverheiratet sein.

Castells Chefin *BDM*-Reichsreferentin **Jutta Rüdiger**, eine fescche, kurzhaarige, etwas jungenhaft wirkende Schöne, hatte es pfiffiger angestellt. Sie habe über Jahrzehnte hinweg mit ihrer Mitarbeiterin und Geliebten Hedy Böhmer zusammengelebt, heißt es im Internet. Nach ihrer Flucht aus Berlin 1945 muteten ihr die Amis und Briten immerhin zweieinhalb Jahre Internierung zu. Dann sei sie aus ihrem „Entnazifizierungsverfahren“ (1950) „ohne Einstufung“ hervorgegangen. So konnte sie unbehelligt wieder als Psychologin, zudem als Autorin arbeiten. Reue zeigte sie anscheinend nicht. Sie starb erst mit 90.

Zu Castell dagegen ist im Internet befremdlicherweise nicht ein Wort von Bestrafung oder „Entnazifizierung“ nach dem Krieg zu lesen. Möglicherweise wird das in Ernst Klees *Kulturlexikon zum Dritten Reich* gestreift. Castell machte mit ihrem Gatten Utermann, der nun als Filmproduzent gut im Geschäft war, drei Kinder und wurde sogar geschlagene 96 Jahre alt. Wahrscheinlich blätterte sie zuletzt, im Schaukelstuhl sitzend, gern in einem wichtigen Produkt ihres Wirkens unter Rüdigers Führung: *Glaube und Schönheit*. Ein Bildbuch von den 17–21jährigen Mädeln, herausgegeben von Clementine zu Castell. München 1940. Mit einem Geleitwort des Reichsjugendführers Baldur von Schirach. Antiquarisch derzeit 373,50 € zuzüglich 7,45 Versandkosten.

In meinem AZ-Lexikon habe ich dem Naturwissenschaftler und Schriftsteller **Erwin Chargaff** (1905–2002) bereits einen eigenen Artikel verliehen, sehen Sie gegebenenfalls <https://siebenschlaefer.blogger.de/stories/2895320/>. Ich halte jedoch ein paar Ergänzungen für sinnvoll, da sich der dortige Eintrag fast ausschließlich um Gentechnik und Chargaffs Wissenschaftskritik dreht. Geboren 1905 in Czernowitz, lebte der studierte Biochemiker seit 1935 in den USA. Er war dem Faschismus ausgewichen, dem 1943 noch seine Mutter Rosa Silberstein zum Opfer fallen sollte, in einem deutschen KZ. Mit dem Ende seiner Professur an der renommierten New Yorker Columbia Universität im Jahr 1974 warf sich Chargaff auf die vorwiegend essayistische Schriftstellerei. Seine Attacken galten insbesondere dem profit- und ruhmessüchtigen Naturwissenschaftsbetrieb, dem er entronnen war; im allgemeinen dem Tanz ums Goldene Kalb *Fortschritt*, dem wir ja auch zwei verheerende Weltkriege und – Raten merkt man nicht so – einige Hundert Kriegchen in der Folgezeit verdanken. In seinem Buch *Kritik der Zukunft* von 1983 war Chargaff bereits angeekelt genug, um seinen „Austritt aus der Menschheit“ zu beantragen. Wie zum Hohn, lebte er noch ewig weiter – er starb 2002 mit 96 Jahren. Da er auch weiter *schrieb* und in seiner Bissigkeit kaum nachließ, könnte man ihm mit einem anderen Motto aus jenem Buch bescheinigen, er habe bis zuletzt „im spitzen Winkel zur Welt“ gelebt. Das schlug sich auch 1999 nieder, als Chargaff zu den äußerst dünn gesäten namhaften Verurteilern des Nato-Angriffs auf Jugoslawien zählte. Ein flammender Artikel von ihm erschien sogar in der *FAZ*, nur nützte es so wenig, wie man heute Corona-kritische Studien von Prominenten ernst nimmt.

„Nestbeschmutzer“ Chargaffs Schreibtisch stand gleichsam im Herzen des US-Imperialismus, genauer im 13. Stockwerk eines vergleichsweise kleinen Hochhauses am Central Park, NYC. Die Wohnung war *nicht* klein, platzte aber wegen Chargaffs Büchersammlung aus allen Nähten. Während er den dückelhaften Thomas Mann verständlicherweise nicht leiden kann, verehrt er Beckett und Giacometti sowie die Musik von Bach bis Beethoven. In seinen Erinnerungen *Das Feuer des Heraklit* von 1979 zeigt sich Chargaff davon überzeugt, die gute Seite könne in dieser unvollkommenen Welt niemals gewinnen; gewinne sie nämlich, bleibe sie nicht lange gut. Die Erfahrung dahinter dürfte sein: wer siegen will, muß schlechte Mittel anwenden, die den guten Zweck unweigerlich verbiegen. Das *Feuer* ist womöglich Chargaffs bestes Buch; ich habe nicht alle Bücher von ihm gelesen. Allerdings stelle ich persönlich einige andere Memoiren, etwa von Arthur Koestler, Gustav Regler, Victor Serge, trotzdem über sie. Chargaffs *Feuer* ist unter anderem ein Trommelfeuer aus Bonmots. Man möchte dem geistreichen Witzbold zuweilen mit Mies van der Rohe zurufen *Less is more!* Für mein Empfinden leisten sich er und der *Klett-*

Lektor auch ein paar unangebrachte Wiederholungen, was insbesondere die Kritik des Wissenschaftsbetriebes angeht. Und eine stilistische Kleinigkeit: wie so viele Autoren, umschifft Chargaff die häßliche Klippe der Konjunktion *daß* zu selten, obwohl es dafür ungefähr ein Dutzend Fahrrinnen geben dürfte, wie ich andernorts schon wiederholt gezeigt habe. Nachträge zu Chargaffs Autobiografie finden sich im Buch *Ein zweites Leben* von 1995 sowie in *Scheidewege 28* (1998/99) unter dem Titel „Selbstbesichtigung“.

Die zuletzt genannte Betrachtung hat mich geradezu angerührt. Sie zeigt den verletzlichen Zug, den ich im *Feuer des Heraklit* vermisste. Den schwersten Schlag, den Chargaff in den 1990er Jahren einzustecken hatte, dürfte der Verlust seiner Frau Vera Broido gewesen sein. Sohn Thomas wurde merkwürdigerweise Polizeidetektiv in Los Angeles. Er hatte wohl kaum Bezug zum literarisch-anklägerischen Wirken seines Erzeugers, läßt sich Walter Kappachers Broschüre *Hellseher sind oft Schwarzseher* von 2007 entnehmen. Testamentarisch üppig bedacht wurde offenbar Chargaffs langjährige Haushälterin M., eine Peruanerin. Chargaff war bis zuletzt nicht im strengen Sinne pflegebedürftig, litt aber an Parkinson. In jener *Selbstbesichtigung* beklagt der greise Biochemiker ganz allgemein die sprunghafte Entwertung des menschlichen Lebens im Laufe des ausklingenden Jahrhunderts, das verheerende Weltkriege, Verseuchungen durch Atomwaffen, Kunststoffe und Arzneimittel und als Städte bezeichnete „Mördergruben“ wie NYC aufzuweisen hat. Er spricht freilich auch von seiner, wohl überwiegend in seinem Naturell wurzelnden Einsamkeit – und damit auch von seiner 1995 mit 88 Jahren gestorbenen Ehefrau Vera Broido, die ihm einzigartig viel bedeutet haben muß.

Chargaff hatte Broido 1926 in Wien kennengelernt, wo sie, knapp 20jährig, Pharmazie studierte, und seitdem seien sie unzertrennlich gewesen. Sie sei auch die einzige Frau in seinem Leben geblieben. Einer wie ich kann es kaum glauben. Chargaff bekennt sich freilich als grundsätzlich „seßhaften“, anders ausgedrückt, der Treue verpflichteten Menschen. Seine Gefährtin, die aus einer „unbürgerlichen Familie von russischen Sozialisten“ stammte, schildert er als scheu, still, zurückhaltend, edel im Gesicht, anfänglich ungeübt am Kochherd, dafür zeitlebens unermüdlich im Bergwandern. Sie hatten nur den erwähnten Sohn. Wenn sich Chargaff selber ein unauffälliges Gelehrtenleben bescheinigt, dürfte Broido die typische *bürgerliche*, vielleicht auch jüdische Hausfrau und Kameradin gewesen sein. Mit ihr war Chargaff überaus glücklich – ob sie ebenfalls überaus glücklich war, läßt er offen, und *ich* kann es selbstverständlich nicht beurteilen. Er widmet ihr abschließend ein aus zwölf Versen bestehendes erstklassiges Gedicht, „An die schlafende V.“. Etliche romantische sogenannte Dichter haben ihre „Unsterblichkeit“ mit deutlich schlechteren und weniger tiefschürfenden Hymnen

errungen. Nebenbei relativieren diese Verse Chargaffs Neigung zur Frömmerei, die sich auch in seinen kritischen Arbeiten findet.

>>Deines Lebens Atembrand / ist gestillt zu einem Glimmen. / Aber über dieser Wand / leben tausend Stimmen. // Ja, du bist in dieser Nacht / Holzseht auf den Fluten. / Aber über dir ist Schlacht, / Schwerter, die von Gottes Atem bluten. // O, wie bist du arm und mächtig, / Schlafende, im Fallen der Gedanken, / wenn in deinem Reiche atemprächtigt / alle Säulen deiner Tage wanken!<<

Nun ja, inzwischen sind die alttestamentarischen Schwerter Schnellfeuergewehren und Drohnen gewichen. Und was wir in den vergangenen, ausgerechnet „rotgrün“ angekurbelten 25 Jahren beobachten, ist eine anscheinend unaufhaltsame konsequente „Durchmilitarisierung“ der erfolgreich „globalisierten“ Welt. Das reicht vom Kampf des Kindes um Brot, Wasser oder Aufmerksamkeit, des Schülers um einen Arbeits- oder zunächst Studienplatz über das tagtägliche Wüten auf unseren Autostraßen und unseren Bildschirmen bis zu dem neuen Völkerrecht, nämlich dem Recht des jeweils Stärksten, jedes nicht genehme Volk zu gängeln und zu züchtigen, wann und wie es ihm beliebt. Es ist eine Frage der Doppelmoral und der günstigen Gelegenheit. Soeben (Juni 2025) hat Israel unter dem Vorwand, dessen sehr wahrscheinlich lediglich zivil genutzte Atomforschung zu durchkreuzen, „präventiv“ den Iran angegriffen. Kein westlicher Spitzenpolitiker nennt das einen „Völkerrechtsbruch“. Er hackt lieber auf dem Einfall der Russen im Donbaß des Jahres 2022 herum. Und Israels einstige Selbstermächtigung, Atomwaffen besitzen zu dürfen, hat ihm noch nie ein Wort des Bedauerns abgepreßt. Eine lesenswerte, ungewöhnliche Darstellung der Hintergründe des jüngsten Übergriffs gibt am 17. Juni Thierry Meyssan: <https://www.voltairenet.org/article222464.html>.

Derweil läuft die blutige Entvölkerung des Gazastreifens und der Westbank weiter. Ein anderes Magazin wartet mit der Überschrift auf: „Das Land, das alles darf.“ Treffender kann man es nicht sagen.

Als gelernter Polsterer, dem verschiedentlich sogar eine besondere Begabung für die Aufarbeitung von Polsterstühlen des Empires oder des Biedemeiers bescheinigt worden ist, kostet es mich einige Überwindung, den britischen Möbelgestalter **Robin Day** (1915–2010) vorzustellen. Der Mann wurde in den 1960er Jahren schlagartig durch seinen stapelbaren Plastikstuhl reich und berühmt:

[https://en.wikipedia.org/wiki/Robin_Day_\(designer\)#/media/File:Polypropylene_side_chairs,_1964.jpg](https://en.wikipedia.org/wiki/Robin_Day_(designer)#/media/File:Polypropylene_side_chairs,_1964.jpg). Jeder kennt die Türme aus diesen angeblichen Sitzmöbeln, aber niemand hat sie mehr gehaßt als

ich. Von der Hämorrhoiden fördernden Sitzschale einmal abgesehen, waren sie mir selbstverständlich hauptsächlich wegen ihrer Gleichförmigkeit und ihrer zahlenmäßigen Übermacht, also kurz wegen ihres Massencharakters ein Dorn im Auge. Es war genau die richtige Erfindung für die „Globalisierung“. Die KultusministerInnen aller Länder priesen sie deshalb sofort als äußerst praktisch, und dann schlossen sich auch die sogenannten VerteidigungsministerInnen einsichtsvoll an. Wer in Turnhallen Hundertschaften von Rekruten oder Nahkampfspezialisten auf diesen Stühlen schmoren läßt, hat den Krieg schon so gut wie gewonnen, „frustriert“, wie die Jungs und Mädchen dann sind. Das lassen sie gern an den Russen oder den muslimischen Bewohnern Afrikas aus, die es sich, auf ihren Gebetsteppichen knieend oder liegend, immer schön einfach machen.

Der Möbelfabrikant **Georg Thonet** (1909–2005) aus Frankenberg/Eder wurde, mit 96, zwar noch ein Jahr älter als Day, doch es wäre gelogen zu behaupten, das sei die Belohnung für bequemere Stühle gewesen. Georg war der Urenkel des Tischlers Michael Thonet, der erstmals verleimte Holzleisten gebogen und daraus die sogenannten Bugholzstühle [https://de.wikipedia.org/wiki/Michael_Thonet#/media/Datei:Thonet_Bugholzstuhl.jpg] hergestellt hatte. In meinen Westberliner Jahren (um 1980) war es nahezu unmöglich, eine Kneipe oder ein Cafe zu finden, in denen man sich auf Thonets Stühlen, gern auch à la *Bauhaus* aus Stahlrohr gefertigt, *nicht* krumm gesessen hätte. Dafür soll ihm Bundespräsident Richard von Weizsäcker 1989 ein *Großes Verdienstkreuz* umgehängt haben.

Sicherlich hatte auch der südthüringische Betriebsarzt **Günther Deilmann** (1904–2002) öfter mit Haltungsschäden zu tun. Er selber brachte es auf 97 Jahre. Ihn stellte ich in meinem AZ-Lexikon unter „DDR“ vor: <https://siebenschlaefer.blogger.de/stories/2895365/>.

Die US-Anthropologin **Esther Goldfrank** (1896–1997) scheint sich Verdienste zur Erforschung indianischer Kulturen erworben zu haben. Die *New York Times* hob in ihrem Nachruf Goldfranks frühe Arbeiten zur Pueblo-Kultur hervor. Später beteiligte sich Goldfrank an Wittfogels umstrittenen Studien über China. Sie sei in einem Pflegeheim nahe NYC gestorben – mit beinahe 101.

Mit dem gleichaltrigen schillernden Deutschen **Karl August Wittfogel**, gestorben 1988 mit 91 Jahren in NYC, hatte sich Goldfrank 1940 verheiratet. Der marxistische Soziologe war vor dem Zweiten Weltkrieg in der SU aufgrund seiner Forschungen zur chinesischen Geschichte in Ungnade gefallen. Der Hitler-Stalin-Pakt ließ ihn dann

offenbar endgültig zum Antikommunisten werden. Inzwischen in den USA lehrend, soll er vor einem McCarthy-Ausschuß sogar einen kanadischen Japanologen und Diplomaten als Kommunisten bloßgestellt haben, der sich bald darauf umbrachte. Diese Zuarbeit im Rahmen der Hexenjagd des Kalten Krieges habe Wittfogel später immerhin bereut, behauptet die deutsche *Wikipedia*.

Der Selbstmörder hieß **Egerton Herbert Norman**. Laut englischer *Wikipedia* entlasteten ihn später mehrere kanadische Regierungsstellen oder ForscherInnen von dem Vorwurf der KP-Mitgliedschaft und der Spionage für die Sowjetunion. Er habe seine Sympathie für den Marxismus vor dem Ausschuß lediglich „untertrieben“. Seine Karriereaussichten waren natürlich trotzdem beschädigt. Als eine neuerliche Untersuchung drohte, sprang er (1957) in Kairo, wo er kanadischer Botschafter und beiläufig Vermittler zwischen Präsident Nasser und den Westmächten geworden war, vom Dach eines achtstöckigen Wohngebäudes. In Abschiedsbriefen beteuerte der 47jährige seine Unschuld. Möglicherweise war auch sein Wunsch im Spiel, die Verhandlungen nach der Suez-Krise nicht zu gefährden. Der Fall, der großes Aufsehen erregte, gilt nach wie vor als ungeklärt.

Erstaunlicherweise wurde **Bill Haast** (1910–2011) aus Florida, USA, steinalt. Er war Schlangenforscher und Giftabzapfer. Rechnet man seine aktive Zeit mit 70 Jahren, wurde er ungefähr dreimal jährlich gebissen, aber mit der Zeit, wie es aussieht, auch nahezu immun. In seiner Hochzeit beraubte Haast seine Schlangen Tag für Tag ihres Giftes vor den Besuchern seines in Miami gelegenen *Serpentariums*, wie sich auf Schlangen spezialisierte Reptilien-Zoos gern nennen. Er preßte den „Hals“ (und die Giftdrüsen) der Schlange mit bloßen Fingern und zwang sie so, in ein Glas zu speien, in dessen Gummimembrane sie ihre Giftzähne geschlagen hatte. Die Ausbeute dieses „Melkens“ führte der Zoo-Chef medizinischen Zwecken zu, teils für Arzneimittel, teils für die Forschung. In jedem Fall selbstverständlich für Geld. 1977 war ein spektakulärer Tod zu beklagen: ein Sechsjähriger fällt von der Mauerkrone ins Krokodilbecken und wird von einem Alligator getötet, obwohl sofort zwei beherzte Männer ins Wasser springen und das Tier zu würgen versuchen. Die Eltern sollen dem Inhaber allerdings keine Vorwürfe gemacht haben. Bald darauf, wohl auch aus Altersgründen, schließt Haast seine Touristenattraktion. Das Giftabzapfen gibt er erst 2003 auf, nachdem er durch einen Biß einen Finger verloren hat. 2008 seufzt er im Gespräch mit *Florida Trend*: „Aging is hard. Sometimes, you feel useless. But I always felt I would live this long. It was intuitive. I always told people I'd live

past 100, and I still feel I will. Is it the venom? I don't know.“ In der Tat erreicht er die 100, dann stirbt er, im Sommer 2011 in Punta Gorda, Florida.

Da ich mich neulich bereits andernorts mit Schlangen befaßt [<https://siebenschlaefer.blogger.de/stories/2895813/>] und dabei sogar eines tödlich im Dienst verunglückten Schlangenbändigers gedacht habe, will ich mich dazu nicht weiter äußern. Dagegen halte ich Haasts Aussage, Altern sei hart, für bemerkenswert. Ich kann sie glatt unterstreichen, obwohl ich erst 75 bin. Das Gefühl der eigenen Nutz- oder Sinnlosigkeit kenne ich natürlich auch – nur hat das in meinem Fall wenig mit dem Alter zu tun, hat es mich doch schon vor vielen Jahrzehnten beschlichen, als ich mich noch für vergleichsweise jung und knackig hielt. Schlimmer ist die Zumutung, gleichsam dem eigenen Verfall zuschauen zu müssen. Man wächst jetzt nicht mehr, schrumpft vielmehr zusehends, während sich die Gebrechlichkeit unaufhaltsam erhöht. Meine Großmutter Helene, wiederholt aber letztlich vergeblich zur Kur im Taunusort Schlangenbad (bei Wiesbaden), konnte sich noch mit dem Gedanken trösten, der liebe Gott Sorge bestimmt spätestens im Jenseits für irgendeinen Ausgleich wegen der mit dem Altern verbundenen Qualen. Der postmoderne Denker jedoch hat dem puren Nichts ins Auge zu blicken.

Die *Los Angeles Times* versicherte uns in ihrem Nachruf, Schlangenguru Haast sei „of natural causes“ als Hundertjähriger von uns gegangen. Das dürfte ebenfalls Trost spendend gemeint sein. In Wahrheit ist es weitaus schlimmer, als mit Vier oder 40 einem israelischen sogenannten Lufts Schlag zum Opfer zu fallen. Da weiß man doch wenigstens, wer dahinter steckt: die nicht selten in den USA firmierende Rüstungsindustrie.

Witzigerweise war Haast im Zweiten Weltkrieg vorübergehend als Flugingenieur auf PAN-AM-Maschinen beschäftigt, die für die US-Army unterwegs waren. Er mag sich eingebildet haben, dem Frieden zu dienen; vor allem jedoch soll er seine zahlreichen Flugreisen nach Südamerika, Afrika und Asien dazu genutzt haben, interessante Schlangen zu fangen oder zu erwerben, die er dann mit nach Hause nahm. Als ihn seine erste Gattin verließ, weil sie das im Bau befindliche *Serpentarium* fürchtete oder haßte, heiratete er nur noch erklärte Schlangenfreundinnen. Seine dritte Ehefrau hieß Nancy. Das Internet liefert sogar ein das Ehepaar zeigendes Foto [<https://www.floridamemory.com/items/show/89180>], verrät aber selbstverständlich das Alter der kinoreifen Witwe nicht. Jedenfalls überlebte sie Haast mindestens bis 2022.

Die Rennfahrer-Witwe **Emmy Herzog** (1903–2009) wurde mit 96 noch Buchautorin – sehr zu unserem Gewinn. Ihr erster Gatte **Leo Steinweg** war wahrscheinlich bereits mit 38 Jahren umgekommen. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges hatte Emmy zunächst inständig gehofft, unter den heimkehrenden abgerissenen Gestalten, die sie am Utrechter oder Amsterdamer Bahnhof trifft, befände sich auch ihr Leo, den die *Gestapo* vor drei Jahren mitten in der Nacht aus dem gemeinsamen, behelfsmäßigen Bett geholt hat. Eine im selben Haus wohnende Deutsche hatte ihre Pflicht getan. Das junge Ehepaar aus Münster lebte damals überwiegend versteckt, weil es vom Faschismus durch die Besetzung der Niederlande eingeholt worden war. Das war 1940. Versteckt, das hieß für mehrere Jahre Angst, Entbehrung und auch Schuldgefühl wegen der selbstlosen Hilfe einiger NiederländerInnen zu erleiden. Doch das Unglück bleibt Emmy treu. Mithäftlinge Leos sagen ihr, es habe ihn noch wenige Wochen vor der Befreiung im KZ Flossenburg erwischt. Er sei tot. Das wird 1950 amtlich bestätigt. Man hatte ihn wohl in eine Kohlen- oder Erzgrube gesteckt, während er vorher, in Auschwitz, immerhin als Mechaniker arbeiten „durfte“ – sein gelernter Beruf. Man hatte ihn vorm Gas verschont um der Benzinmotoren willen.

Genauer, war Leo Steinweg in Deutschland zuletzt ein siegreicher, vielbewundener Motorrad-Rennfahrer gewesen. Aber leider war er auch ein Jude, weshalb er 1938 die Flucht vorzog. Emmy, die „Arierin“, folgte ihm ein Jahr darauf, nachdem sie unter beträchtlichen Einbußen das gemeinsame Laden- und Werkstattgeschäft aufgelöst hatte. 1950 kehrt sie nach Münster zurück – allein. Obwohl ihr Leo aus seiner *DKW* stets das Letzte herauszuholen pflegte, preist Emmy ihn als mitfühlenden, rücksichtsvollen, zärtlichen Mann. Mit 96 Jahren, nun als erneute Witwe Emmy Herzog mit Namen, schreibt sie sich ihre nie erlahmte Trauer von der Seele und bringt das Buch *Leben mit Leo* heraus, Münster 2000. Sie stirbt 2009. Mit 106 Jahren war sie zuletzt die älteste Einwohnerin der Stadt Münster.

Übigen brachte es auch der deutsche General der Wehrmacht und spätere Generalinspekteur der Bundeswehr **Heinz Trettner** (1907–2006) auf immerhin fast 100 Jahre. Er starb in Mönchengladbach, also nicht so weit von Holland und von Emmy Herzog weg. Trettner war Flieger gewesen. Das Internet versichert, er habe 1940 als Chef des Stabes den Einsatz der Fallschirmjäger bei der Eroberung der „Festung Holland“ geplant und dafür den *Ritterkreuz*-Orden erhalten. Kurz vorher hatte er im Spanischen Bürgerkrieg leitend in der berüchtigten, für Franco kämpfenden *Legion Condor* gewirkt. Generalinspekteur der demokratischen deutschen Streitkräfte wurde er 1964, obwohl oder weil ihn die DDR als Kriegsverbrecher und Nazi „verleumdet“ hatte. Unser jüngster

Kanzler Friedrich Merz hätte ihn möglicherweise nach Nahost beordert, um den Israelis die „Drecksarbeit“, die sie für die westlichen Verbündeten zu leisten hätten, nicht ganz allein aufzubürden.

Zu Joseph Goebbels Gegenständen der Fürsorge oder Anbetung, prompt auch auf dessen *Gottbegnadeten*-Liste zu finden, zählte die Bühnen- und Kino-Schauspielerin **Carola Höhn** (1910–2005). Sie kommt in den berühmten Tagebüchern des Reichspropagandaministers wiederholt vor, wie die *Welt* in ihrem Nachruf weiß. Uns zuliebe hatte sich Höhn (1941) als ersten Ehemann einen mit Ritterkreuz dekorierten Luftwaffenmajor ausgesucht, Arved Crüger. Die Briten schossen dessen Kampfflugzeug allerdings schon ein Jahr darauf über dem Mittelmeer ab. Da es nicht verboten war, faschistische Regierungen mit den üblichen Schmach- statt Schlachtfetzen zu stützen, durfte sich die Kriegerwitwe in der anschließenden Demokratie erfolgreich als Synchronsprecherin und TV-Oma betätigen, ohne je, soweit ich weiß, mit Vorwürfen behelligt zu werden. Ganz im Gegenteil, hängte man ihr 1987 den Bayerischen Filmpreis, 1997 das Bundesverdienstkreuz um. Sie starb mit 95 in einem Altenheim im Münchener Villenvorort Grünwald.

Laut Nachruf im Münchener *Merkur* war die greise Schauspielerin bis zuletzt gesund. Angeblich starb sie „mit einem Lächeln auf den Lippen“. 1941 hatte sie mit ihrem Major immerhin noch rechtzeitig einen Sohn gezeugt, Arved-Michael mit Namen, geboren 1942. Im Internet ist ein Foto zu sehen, das Mutter und Sohn im Jahr 2002 zeigt: <https://www.gettyimages.de/detail/nachrichtenfoto/carola-h%C3%B6hn-sohn-michael-arved-cr%C3%BCger-feier-zum-99-nachrichtenfoto/181006176>. Im erwähnten Nachruf heißt es, Sohn Michael habe sich „in Liebe und Respekt“ vorm mütterlichen Sarg verneigt. Michaels Beruf wird nicht genannt. Er hat einen Enkel namens Daniel.

2003 brachte Carola Höhn die überfälligen Memoiren heraus: *„Fange nie an aufzuhören ...“ / Erinnerungen*, Kettermann und Schmidt, Koblenz. Wer eine Doktorarbeit über Höhn verfassen wollte, müßte sich dieses autobiografische Werk wahrscheinlich zumuten. Er kann ja vorher mit seinem Doktorvater darum wetten, wieviel „fake news“ es zu bieten habe.

Der französische Bildende Künstler **Paul Jouve** (1878–1973) zog im Alter mit Höhn gleich. Möglicherweise war er aber zumindest in seinen Anfängen kritischer gestimmt als die Nazi-Diva. Er gilt vor allem als Meister der Tierdarstellung und sperrte sich gegen die in seiner Jugend herrschende „Orientmeise“ nicht. Folglich unternahm er viele Zoo-

besuche und etliche ausgedehnte Auslandsreisen. Zum Ersten Weltkrieg eingezogen, konnte er sich anscheinend als Künstler recht geschützt betätigen, obwohl er laut der Jouve-Webseite von D. Suisse, 2008, einen furchtbaren Gasangriff überlebte, der ihm lange nachgegangen sei. Zwischen den Weltkriegen verdiente er einen Haufen Geld. Im südfranzösischen Städtchen Le Tholonet erbaute er sich ein kostspieliges Art-Deco-Haus, wohnte freilich hauptsächlich in seinem Pariser Atelier, wo er auch gestorben sein soll. Seine beiden Ehen (zwei Kinder) lagen da schon weit zurück.

1932 lief der französische Luxusliner *Normandie* vom Stapel. Auch er zollte dem zeitgemäßen *Art Deco* Tribut. Jouve hatte den einträglichen Auftrag für zwei großformatige Gemälde (mit Tigern und Elefanten) ergattert, die dann in einem Salon der Ersten Klasse die Flügeltür des Eingangs flankierten. Ich bekomme jedoch nicht heraus, ob sie gerettet werden konnten. Der schmucke Riesendampfer geriet während des Krieges in nordamerikanische Hand und ging 1942 bei Umbauarbeiten im Hafen von NYC in Flammen auf.

Den Zweiten Weltkrieg und die deutsche Besatzung sparen diverse *Wikipedias* aus, auch die französische, die dafür prächtige Abbildungen liefert. Die Jouve-Webseite beläßt es bei der dünnen Mitteilung, während des Zweiten Weltkriegs habe er abwechselnd in seiner Provence-Villa und in Paris gearbeitet und ebendort sowie in Marseille ausgestellt. Mit anderen Worten, er verstand es, sich herauszuhalten, dürfte das wohl heißen. Dagegen hebt die Webseite eine frühe „sozialkritische“ Arbeit von 1901 hervor: „... erlaubte ihm sein wachsender Ruhm, Zeichnungen in der satirischen Zeitschrift *L'Assiette au Beurre* zu veröffentlichen, in denen er Tiere für seine Karikaturen verwendete. Er illustrierte die gesamte Ausgabe vom 23. November mit dem Titel *Soziale Rache*, in der er die Todesstrafe, Militarismus, Deportationen, Folter in Russland, Massaker in China, die französische Justiz und die reaktionäre Bourgeoisie anprangerte.“

Mit dem Berufs- und Sujetkollegen **Rembrandt Bugatti** war Jouve bis zu dessen früherem, „tragischem“ Tod befreundet. Bugatti brachte sich 1916 wohl aus gebündelten Motiven mit 31 Jahren in seinem Pariser Atelier um. Neben dem ekelhaften Krieg setzte ihm auch Geldnot zu. Ob ihm Jouve Hilfe angeboten hatte, geht aus meinen Quellen nicht hervor.

Im Alter soll Jouve zwar an einigen Gebrechen gelitten, gleichwohl bis zuletzt an Objekten oder Ausstellungen gearbeitet haben. Hier eine etwas plumpe Panther-Darstellung von 1920, über die sich wahrscheinlich schon Bill Haast geärgert hat:

[https://de.artsdot.com/@/D4C262-Pierre-Paul-Jouve-Schwarzer-Panther-und-Schlange-\(Python\)](https://de.artsdot.com/@/D4C262-Pierre-Paul-Jouve-Schwarzer-Panther-und-Schlange-(Python)).

Der niederländische „anarchosyndikalistische“ Sekretär, Historiker, Übersetzer und Autor **Arthur Lehning** (1899–2000) brachte es, wohl in einem Dörfchen Mittelfrankreichs, auf genau 100 Jahre. In seiner Berliner Studentenzeit war er unter anderem mit Alexander Berkman und Emma Goldman befreundet, die später in die USA gingen, und er galt schon früh als besonders guter Kenner der Werke Michael Bakunins. Seine tatkräftigste Unternehmung war anscheinend die kurzzeitige Teilnahme am Spanischen Bürgerkrieg ab Oktober 1936. Später widmete er sich eher, vielleicht aus Ernüchterung nach der Zertrümmerung der Republik durch Kommunisten und Francisten, der theoretischen Arbeit und hielt auch viele Vorträge. In den 1950er Jahren war er in Indonesien, das sich von der niederländischen Vormundschaft befreit hatte, als Bibliothekar und Hochschullehrer tätig. 1986 sprach er sogar im Mehringhof, Berlin-Kreuzberg. Da hätte ich eigentlich hingehen können (ich wohnte um die Ecke), aber damals wollte ich vom „proletarischen Kampf“ oder von „proletarischer Gewalt“, wie Lehning auch gern sagt, nichts mehr wissen.

Lehning ist also kein entschiedener Pazifist. Das soziale Übel stellen Kapitalismus und Staat dar, die immer wieder Krieg entfachen, und wer es stürzen will, kann kaum mit Samthandschuhen vorgehen. Lehning hält deshalb den Generalstreik und viele andere Formen der Verweigerung und des Ungehorsams hoch. „Zwangsmittel“ sind das freilich immer noch. Die in der Herrschaft des Kapitals wurzelnde Gewalt sei erst durch die Überwindung dieser Herrschaft abschaffbar. Das kann man hoffen oder nicht. So oder so kommt mir Lehnings Gewaltbegriff zu ökonomistisch, somit eingeengt vor. Orwell wies in seinem Aufsatz über Tolstoi von 1947 auf die gegenseitigen Erpressungen hin, die sich beispielsweise zwischen Mutter und Kind beobachten lassen. Sie können zu bösen Schuldgefühlen führen. Die ewigen Debatten über den Unterschied zwischen Gewalt und Gewaltlosigkeit hielt Orwell für fruchtlos. Entscheidend sei, ob einer Macht und Machtmittel aller Art verabscheue oder nicht.

Soweit ich Aufsätze von Lehning gelesen habe, kann mich ihre unter Soziologen leider oft gepflogene knöcherne Sprache nicht begeistern. Es fehlt vor allem das Fleisch der Person. Damit fehlt nebenbei genau jener „persönliche Zug“ essayistischer Sprache, den Orwell wiederholt anmahnte. Aber vielleicht war das von einem „Anarchosyndikalisten“ zu viel verlangt. Der Mangel spiegelt sich auch prompt in sämtlichen Porträts wieder, die Lehning dem Internetbesucher vorstellen. Gefühle, Leidenschaften, Mißgeschicke, Charakterzüge, Absonderlichkeiten – nichts dergleichen. Der Mann *war* gar keine Person. Selbst das hohe Alter Lehnings bringt nicht einen Portätisten in Verlegenheit. Er war eine Denkmaschine, die zufällig 100 Jahre hielt.

Just in jener Westberliner Zeit biß ich vorübergehend auf den Wilhelm-Reich-Schüler, Arzt und Körperpsychotherapeuten **Alexander Lowen** (1910–2008) aus den USA an.

Irgendein Mitsponti hatte mir dessen Werk von 1975 *Bioenergetik* ans Herz gelegt. Damals ernährte ich mich hauptberuflich als Künstlermodell. Nun war ich zwischen der Bannkraft, die der Kontrapost auf mich ausübte (Schwergewicht auf wechselndem Standbein) und der von Lowen gepredigten beid- und breitbeinigen Grundstellung hin- und hergerissen. Man durfte die Kniee weder einwinkeln noch zu den Kehlen hin strecken, hatte vielmehr „federnd“ zu stehen. Dies alles sollte der Entspannung, dem Energiefluß und überhaupt der erfolgreicheren Bewältigung des Lebens dienen. Ich fand es freilich nach einigen Monaten zu anstrengend oder jedenfalls ungeeignet für mich. Es hatte mich auch zu unangenehm an die wippende Habt-Acht-Stellung von Polizisten, Leibwächtern und anderen Sicherheitskräften erinnert. Lowen scheint die neue Stilrichtung aber gut bekommen zu haben. Er gründete das unverzichtbare Institut, verfaßte und verkaufte eine Menge, oft vielfach übersetzte Bücher und starb in New Canaan, Connecticut, erst mit 97 Jahren. Die Kleinstadt nahe NYC soll zu den reichsten Gemeinden der Staaten zählen.

Anhänger Ulrich Sollmann räumt in einem Nachruf immerhin ein, Lowell sei erst „nach langer Krankheit“ von uns gegangen. Länge ist freilich relativ. Ansonsten spricht Sollmann von Lowells „liebevoll engagierter psychotherapeutischer Arbeit“ und versichert, jedem ihm Nahestehenden werde der Arzt und Helfer in „nachhaltiger Erinnerung“ bleiben. Sollmanns Nachhaltigkeit umschifft allerdings jegliche Einzelheiten, womit Lowell das Schicksal von Lehning (und vielen anderen) teilt.

1994 stand Lowen jedenfalls noch vor größerem Publikum bei einem Workshop in Hamburg auf der Bühne. Die *taz* war dabei. Der „Bioenergetikpapst“ läßt den Saal unisono Luft holen und diese wieder ausstoßen. „Je weniger Sie atmen, desto toter sind Sie“, verkündet der Papst. Er sei in Wahrheit „ein schmales Männchen“ im sandfarbenen Anzug und rede wie ein Wasserfall, meint die Frau von der *taz* (1. August). Er werde jedoch von 1.500 Leuten gefeiert. Für Kritik sei er taub.

Die Pulheimer Heilprakterin und Lowen-Anhängerin Sigrid B. hat ihre Webseite mit Erläuterungen und Lockrufen naheliegenderweise durch Fotos aus der schönen, unverfälschten Natur geschmückt, darunter ein prächtiger Sonnenauf- oder untergang. Diese Fotostrecke „läuft“ sogar. Der Besucher hat als nicht lästig umzublättern oder zu scrollen. Die Lauftechnik und der Webmaster kosten zwar auch ein bißchen Geld, aber das holt sie locker wieder herein.

Im Gegensatz zu Arthur Lehning soll der rebellische US-Wirtschaftswissenschaftler und Ökologe **Scott Nearing** (1883–1983) strenger Pazifist, außerdem Vegetarier gewesen sein. Er verlor zwei Posten als Hochschullehrer, den zweiten 1917 wegen seiner Verdammung des Kriegseintritts der USA. Ab 1932 ernährte er sich, neben der Schriftstellerei, als „alternativer“ Farmer erst in Vermont, dann in Maine. Seine zweite, erheblich jüngere Ehefrau Helen beteiligte sich an seinem Wirken. Nearing verfaßte viele Artikel, Reden und Bücher, darunter 1972 *The Making of a Radical* (Ein Leben gegen den Strom). Vielleicht wäre er alt wie Noah geworden, aber mit 100 entschied er sich zu einer Art Hungerstreik, der ihn das Zeitliche segnen ließ.

Erstaunlicherweise taucht Nearing in den umfangreichen Erinnerungen von Carl Zuckmayer, der sich um 1940 gleichfalls in Vermont als Gebirgsfarmer versuchte, nicht auf, wenn mich meine Erinnerung und das Register nicht täuschen. Dabei hielten sich die beiden Nearings unter anderem mit der Erzeugung von Ahornsirup und -zucker über Wasser, wie es just auch Oliver Paine tat, eine Hauptfigur aus Zuckmayers nachgelassenem *Vermont Roman*. Vor allem jedoch hatte Scott Nearing auch das Eingreifen der USA in den Zweiten Weltkrieg unerbittlich verurteilt. Am 6. August 1945, dem Tag des Atombombenabwurfs auf Hiroshima, schrieb er laut englischer *Wikipedia* an den Präsidenten Harry S. Truman, dessen Regierung sei nicht mehr die seinige.

Eine rühmliche Haltung zeigte das Ehepaar auch 1952, als es wegen des zunehmenden Einfalls von Touristen Vermont mit Maine vertauschte. Durch die Einrichtung eines Skigebietes unweit ihrer 750 Acres großen *Vermont Farm* war der Preis pro Acre von 2,75 auf 8.000 Dollar geschnellt. Damit hätten die Nearings für ihr Land, das sie einst 2.000 Dollar gekostet hatte, „mindestens sechs Millionen Dollar“ einstreichen können. Da sie aber kapitalistischen Handelsgeist vermissen ließen, vermachten sie ihren Grundbesitz dem Ort Stratton zur Nutzung als Stadtwald.

1968 unterzeichnete Scott Nearing mit anderen Autoren eine Verpflichtung, aus Protest gegen den Vietnamkrieg keine Steuern mehr zu zahlen. *Wikipedia* gibt als Quelle an: „Writers and Editors War Tax Protest“, January 30, 1968, *New York Post*, verrät aber nicht, welches Schicksal diese Unternehmung beziehungsweise die betreffenden Autoren erlitten.

Zwar sympathisierte Nearing zumindest streckenweise mit der SU und anderen sozialistischen Ländern, doch im ganzen war er eher an Leo Tolstoi orientiert. Vermutlich

schätzte er Thoreaus *Walden*, und vielleicht hatte er auch eine Übersetzung von Ernst Wiecherts *Einfachem Leben* im Bücherschrank.

Nearings Gefährtin Helen (1904–95) verdanken wir einen empfehlenswerten, 1990 veröffentlichten Bericht von seinem Tod: <https://www.context.org/iclib/ic26/nearing/>. Danach hatte Nearings Altern überhaupt erst mit 90 eingesetzt. Ein Wrack war er nie. Als er sich zum Fasten und Sterben entschloß, stärkte ihn Helen durch ihr Verständnis und ihre Anwesenheit. Sie selber soll mit 91 Jahren (in Harborside, Maine) durch einen „single-car accident“ umgekommen sein. Das wäre ja ziemlich haarsträubend oder grotesk. Eine private Webseite behauptet, sie habe am Steuer ihres Pickups gesessen. Hoffen wir, es kam nicht gerade ein Trupp aus einem Kindergarten vorbei. Aber vielleicht ist es auch ein geplanter Selbstmord ohne Pferdefüße gewesen. In diesem Fall wäre sie beispielsweise mit Karacho gegen eine Silowand aus Beton gefahren.

Nach dem Zweiten Weltkrieg ließ sich der Bildende Künstler aus Pommern **Willy Raatz** (1910–2010) in der Hafenstadt Husum, Nordfriesland, nieder. Dort mauserte er sich zum Lokalmatador. Wand- und Fassadengemälde von ihm sollen zeitweise, bis sie Umbauten weichen mußten oder verwitterten, sogar das Husumer Stadtbild geprägt haben. Im Alter zog Raatz mit Nearing gleich, nicht jedoch im Sterbetag. Der 100jährige tat nämlich seine letzten Atemzüge in einem Husumer Altenheim genau am 11. Januar, und das war auch schon sein Geburtstag gewesen. Pech dagegen hatte der US-Ingenieur **Walter Guyton Cady** (1874–1974). Er gab seinen Geist genau am Vortag seines Geburtstages auf, sodaß er im Rekordbuch der Hundertjährigen keine Zeile bekam. Ob er sich darüber in letzter Sekunde grämte, ist anscheinend nicht bekannt. Er stammte aus dem kleinsten US-Bundesstaat Rhode Island, wo er auch starb. Er hatte vor allem mit elektrischen Spannungen an Festkörpern zu tun. Bei ihm selber versagte dieses Know-how um ein paar Stunden.

Dem Nachruf der *New York Times* zufolge (Douglas Martin) war sie sehr wahrscheinlich das älteste Cowgirl der USA gewesen. Und Meg Clark, die 39jährige Leiterin des *Camps Waldemar* im Städtchen Hunt, Texas Hill Country, versicherte, genau so, wie es im August 2003 kam, hatte **Connie Reeves** (1901–2003) auch abtreten wollen: auf einem Pferderücken. In Camp Waldemar war sie für gut sechs Jahrzehnte als Reitlehrerin tätig gewesen. Ungefähr 30.000 „girls“ soll sie das Reiten beigebracht haben. Freilich beherrschte sie auch noch etliche andere Dinge. Sie konnte Stiere treiben, Schafe scheren, Hirsche

schießen, Klapperschlangen unschädlich machen, für Dutzende hungriger Viehhirten kochen und so weiter. Nur reiten konnte sie vielleicht doch nicht perfekt genug. An jenem verhängnisvollen Augustmorgen ritt sie *Dr. Pepper*, einen von ihr bevorzugten, 28 Jahre alten gescheckten Wallach, der seine Freundin freilich nicht zum ersten Mal abgeworfen hatte. Dieses Mal zog sich Reeves beim Aufprall schwere Verletzungen zu, die nicht mehr zu heilen waren. Sie starb knapp zwei Wochen später in einem Krankenhaus von San Antonio – mit 101 Jahren.

Connie war in Eagle Pass, Texas, unmittelbar am Rio Grande, dem Grenzfluß zu Mexiko, mit Pferden und Cowboys aufgewachsen. Als sie 16 war, ging ihr Vater, ein Rechtsanwalt, nach San Antonio, aber da war es schon zu spät. Zwar studierte auch Constance Jura, doch schloß sie dieses Studium nicht ab, jobbte vielmehr schon als Englisch- und Reitlehrerin, um ihre von der „Depression“ gebeutelte Familie mit über Wasser halten zu können. In Camp Waldemar heuerte sie 1936 an. Hier lernte sie den ehemaligen Rodeo-Champion Jack Reeves kennen, den sie 1942 heiratete. Er starb 1985. Kinder hatten sie nicht. „I’m sure glad I don’t have grandchildren“, bemerkte sie 2002 in einem Interview mit *Associated Press*. „The world today, it’s disturbed.“ Reeves kam nie aus Texas heraus. „Let the East have their computer wizards, their skyscrapers, their stock market, their pollution [Umweltverschmutzung]“, sagte sie 1998 in ihrer Dankrede für den *Chester A. Reynolds Memorial Award*. „But leave the wide open spaces and the fresh air to the West.“

Da das Camp nur saisonal geöffnet hatte, bewirtschaftete das Ehepaar „außerdem“ über Jahrzehnte eine 40 Quadratkilometer große Schaf- und Rinderranch, die ebenfalls dem damaligen Campchef Josh Johnson gehörte. Allerdings soll Connies Verbindung mit dem ungehobelten Jack Reeves nicht sonderlich harmonisch verlaufen sein. Ob, wo und in welchem Maße die junge Frau jemals Liebeswonnen erfuhr, ist nicht zu ermitteln. Vermutlich werden mögliche wunde Punkte auch in ihrem 1995 veröffentlichten, knapp 100 Seiten schmalen Erinnerungsbuch *I Married a Cowboy: Half Century with Girls and Horses at Camp Waldemar* nicht benannt, vielmehr elegant umritten.

Leider gewähren die mir zur Verfügung stehenden Internet-Dokumente auch keine überzeugende Offenbarung der *hochbetagten* Frau Reeves. Man hätte ja zu gern gewußt, wie sich 100 Jahre anfühlen, zumal auf einem Pferd. Olga Craig vom *Telegraph*, die die Greisin im Oktober 2002 in Hunt aufsuchte, erwähnt zunächst das Geständnis der Pferdebändigerin, in „Automobilen“ zu fahren, sei ihr nie geheuer gewesen. Ansonsten falle die Annahme freilich schwer, so Craig, Reeves könne sich vor irgendetwas ängstigen. Obwohl zart gebaut, wirke Reeves körperlich fit. „Even in shirt and jeans her hair and

make-up are immaculate [makellos].“ Das ist natürlich ganz wesentlich. Von Dennis McLellan (*Los Angeles Times*, 2003) erfahren wir, vier Jahre vorher habe die alte Dame eingeräumt, nichts könne sie vom Reiten abbringen. Zwar sei sie schon fast blind und höre schwer, sodaß ihr viele Anblicke oder Vogelgesänge entgingen, doch sie könne es nicht lassen – „it’s in my blood.“

Einige Monate vor ihrem Tod stellte Connie Reeves in einem Manuskript fest, nach ihren Erfahrungen harmonierten Pferde besser mit Frauen als mit Männern. Schon deren rauhe Stimmen erschreckten die Pferde. Dasselbe Pferd, das von einem Kerl keine Trense annehmen wolle, akzeptiere sie aus der sanfteren Frauenhand. Hier drängt sich allerdings die Frage auf, was dann in *Dr. Pepper* gefahren sei, bevor er Connie Reeves, die viel Sinn für Komik hatte und entsprechend häufig lachte, zu Boden gehen ließ. Nach Darstellung der *Tampa Bay Times* aus Florida (Bill Duryea, 2003) kann von einem Bocken und einem Abwurf kaum die Rede sein. Wenige Tage vor Ende des damaligen Sommercamps war Connie in Begleitung der Seniorchefin des Camps Marsha Elmore zum Fluß ausgeritten. Dabei fuhr wohl eher etwas in die betagte, „schon fast blinde“ Reiterin, wünschte sie doch nach einiger Zeit, ihr Pferd in Galopp zu versetzen. Bei diesem mit Körpereinsatz verbundenen Gangartwechsel senkte *Dr. Pepper* seinen Hals, worauf Reeves vornüber kippte. Die 101-jährige hatte schlicht nicht mehr die Muskelkraft, sich im Sattel zu halten.

Selbstverständlich war sie nicht zum ersten Mal von einem Pferd gefallen. Sie hatte schon einige Verletzungen eingesteckt. Als sie 93 war, trat ihr Pferd bei einem Ausritt in ein Hornissennest. Das zerstoche Tier bockte, warf Reeves ab – und sie landete genau in dem Nest. Sie brach sich fünf Rippen und einen Arm. Die Stiche der Hornissen verkraftete sie besser als ihr Pferd. Die Leitung des Reitunterrichts gab sie erst mit 96 oder 97 ab. Nun jedoch, mit 101, hatte sie durch ihren letzten Unfall bekommen, was sie angeblich unbedingt wollte: beim Reiten sterben. Ich wäre nicht verblüfft, wenn es ein halber Selbstmord war. Zu den Wahlsprüchen der Pferdenärrin und allseits verehrten, zum Teil auch gefürchteten, strengen Reitlehrerin Reeves zählte *Always saddle your own horse*. Bestimme dein Leben selbst.

Der US-spanische Bauchredner und Jongleur **Señor Wences** (1896–1999) lebte in NYC, wo er auch starb, machte freilich regelmäßig Ferien in seiner westspanischen Heimatprovinz Salamanca. Er soll es auf Höchstgagen gebracht haben, die er angeblich zum Teil für sein Seelenheil ausgab. Er war nämlich frommer Katholik und als solcher Wohltäter eines Klosters in der spanischen Kleinstadt Alba de Tormes, Provinz Salamanca. Die

englische *Wikipedia* behauptet, eine zum Kloster führende Straße habe noch zu Lebzeiten des Künstlers dessen Name erhalten. Davon träumt Annalena Baerbock sicherlich auch. Man wird sie aber nur als Puppe des großen Bauchredners *Yankee Washington* ehren.

Wences wurde spätestens um 1950 weltberühmt, nachdem er in verschiedenen nordamerikanischen Fernsehshows aufgetreten war. Man war von seiner Schnelligkeit im Stimmwechsel, der Vielfalt seiner Stimmen und seinem Einfallsreichtum begeistert. So „unterhielt“ er sich nicht nur mit Puppen, sondern beispielsweise auch mit seiner eigenen (bemalten) Hand, Telefonhörern, Köpfen in Kisten oder gar mit leeren Handschuhfächern (Autowerbung). Die Kunst des Bauchredens stützt sich hauptsächlich auf drei eifrig geübte Techniken, falls Sie es nicht wissen: Sprechen ohne Lippenbewegung / Mit unterschiedlichen Stimmen sprechen / Die Aufmerksamkeit des Publikums auf das „Gegenüber“ des Künstlers lenken. Anders ausgedrückt, wird die entscheidende Komik des Auftritts nicht vorrangig von den Dialog-Texten erzielt.

Angeblich setzte sich Wences erst mit 100 endgültig zur Ruhe. Er war lediglich zweimal verheiratet. Seine letzte Gattin (seit 1951) hieß laut Nachrufer Dick Vosburgh vom *Independent* Natalie. Sie soll ihn überlebt haben, war also wahrscheinlich noch jünger als er. Als Jugendlicher war Wences in der Sparte Stierkampf gescheitert; wegen einer schweren Verwundung. Dann trainierte er seinen verletzten Arm mit hartnäckigem Jonglieren – und bewies der Welt letztlich seine Ochsenatur. Er starb mit 103, anscheinend in seiner Wohnung in Manhattan.

Zum südtiroler Bergsteiger und Filmstar **Luis Trenker** (1892–1990), der mit 97 in Bozen einer Lungenentzündung erlag, bringt mein *Brockhaus* (Band 22 von 1993) vor allem ein Paßfoto, das durch flotten Hut und strahlendes Lächeln klarmacht, der Mann war unwiderstehlich. Der dazugehörige Eintrag ist eher erbärmlich verwaschen, zudem völlig unkritisch. Trenkers Filme und Romane spielten meist in der Tiroler Bergwelt, teilt uns *Brockhaus* mit – wer hätte das gedacht! Wenn er 1940 Berlin den Rücken gekehrt habe, dann weil er „Schwierigkeiten“ mit den Nazis bekommen hatte. Da wittert man schon fast einen Widerstandskämpfer, der um ein Haar seinen gut modellierten Kopf verloren hätte. Apropos. Was einem zuerst unter die Augen kommt, wenn man den Suchroboter nach Trenker fragt, ist die Bozener Firma *Luis T. GmbH*, anscheinend ein inzwischen stark verzweigtes Modehaus: „Urban, alpin, einzigartig. Mode von Luis Trenker steht für alpinen Charme mit internationalem Flair. Grenzenlos kreativ, vielseitig und leidenschaftlich (...)“

nachhaltig & bewusst ...“ Diese Prosa ist fast noch schlimmer als die von *Brockhaus* oder von Trenker selbst.

Ursprünglich war Trenker nur als Skilehrer, Bergführer und Architekt tätig. Im Ersten Weltkrieg brachte er es bis zum Oberleutnant. Zusammenarbeit mit dem Filmmacher Arnold Fanck. 1928 Heirat mit Hilda, der Tochter eines Leipziger Großindustriellen. Vier Kinder. Nun gibt Trenker die Architektur auf und geht, eben bis 1940, mit Hilda nach Berlin. Zusammenarbeit mit Nazi-Literaten und -Regisseuren. Hitler, Goebbels & Genossen bewundern ihn eigentlich, aber durch sein Zögern, den Vorschlag der Nazis in der Südtirolfrage zu begrüßen (deutsche Staatsbürgerschaft und Auswanderungsrecht für alle dazu bereiten deutschsprachigen SüdtirolerInnen), fällt Trenker in Ungnade, obwohl er 1940 noch Parteimitglied geworden war. Jetzt weicht er tatsächlich nach Italien aus, da er sowieso italienischer Staatsbürger, mutmaßlich auch Verehrer Mussolinis ist. Die Italiener schätzen vor allem seine Naturverherrlichung und die Schattenspiele auf seinem an David oder Herkules erinnernden muskulösen Körper.

Die deutsche *Wikipedia* warnt ausdrücklich, die vielen (meist verfilmten) Romane Trenkers seien zumindest streckenweise nicht von ihm selber verfaßt worden. Es gab auch schon Handel aufgrund von Plagiats-Vorwürfen. Zudem soll Trenker zeitweise gut verkäufliche angebliche Tagebücher und andere Antiquitäten gefälscht haben. Die DDR ächtete mehrere Bücher von Trenker unabhängig von der Autorenfrage. In der Nachkriegszeit lebte Trenker in Rom und Venedig, aber ab 1949 wieder in Tirol. *ORF* zeigt Trenkers hübsche Bozener Villa: <https://tv.orf.at/program/orf2/universumh156.html>. 1982 erhielt Trenker aus Bonn das Bundesverdienstkreuz. Die Webseite des *WDR* meint am 12. April 2025, Trenker gelte nach wie vor als „Inbegriff des tollkühnen Bergsteigers“. Ein überzeugter Nazi sei er wohl nicht gewesen, jedoch „ein Opportunist, der alles für seine Karriere tut“, „eine gnadenlose Marketingmaschine in eigener Sache“. Was jenes Bozener Modehaus angeht, wird hier und dort betont, es habe „eigentlich“ (wohl personell) mit Trenker nichts zu tun. Freilich dürften ihm Trenkers Erben (die Kinder?) den Markennamen verkauft haben. Hier eine Lockspeise für unsere Kleinen: <https://www.luistrenker.com/kinder-t-shirt-sportskanone/c38010-5200>.

Die engste Freundin Rosa Luxemburgs war Clara Zetkin. Mit deren Sohn **Kostja Zetkin** (1885–1980) ging Luxemburg in Berlin eine Liebschaft ein, als er noch Medizin studierte. Sie hatte sowieso meistens jüngere Männer bevorzugt. Kostja war 14 Jahre jünger als sie. 1919 wurde Luxemburg ermordet. Inzwischen war Kostja Arzt. Nach Hitlers Machtantritt floh er ins gelobte Land SU, wo sich, soweit ich weiß, sein Bruder Maxim und ihre Mutter

bereits aufhielten. Zumindest die Mutter war eine stramme Bolschewistin. Nach deren Tod (noch im Jahr 1933) soll es aber Nachlaß-Streitigkeiten Kostjas mit den stalinistischen Behörden gegeben haben. Schließlich ging er, über Prag und Paris, mit seiner Gattin und Berufskollegin Gertrude Bardenhewer in die USA, wo er, von den Behörden (als Kommunist) nur widerwillig geduldet, in verschiedenen Kliniken erwerbstätig war. Die Gattin hatte einen Sohn mit in die Ehe gebracht, Lukas. 1957 zog sich das Ehepaar zu Verwandten in ein Dorf an der kanadischen Westküste zurück, wo Zetkin erst mit 95 Jahren starb, obwohl er bereits 1963 schwerwiegend am Magen operiert worden war. Nähere Angaben über seine Gemütszustände, vielleicht auch Hoffnungen, scheint es nicht zu geben. Bardenhewer starb ein Jahr darauf. Ihr Sohn soll eine Farm betrieben haben.

Was Luxemburg angeht, war sie meines Erachtens keine überragende Essayistin; ihre vielen Briefe, öfter aus dem Gefängnis, sind jedoch unbedingt lesenswert. Die an Kostja wurden in den einschlägigen DDR-Ausgaben entweder weggelassen oder ihrer angeblich „zu intimen“ Stellen beraubt. Ja, Kostja liebte Luxemburg – und die DDR liebte die Zensur. Der Zweck (die Herrschaft einer gewissen Clique) heiligte die Mittel. Für die DDR war die weltberühmte Sozialistin sowieso nur die mütterliche Freundin des jungen Arztes gewesen.

Maxim Zetkin war ebenfalls Mediziner. Offenbar war er auch linientreu, denn in der DDR, wo er nach dem Krieg wirkte, kam er zu etlichen leitenden Posten und Ehrungen. Er starb mit 82 in Ostberlin. Es wäre somit interessant zu wissen, welche Auffassungen Kostja Zetkin in Nordamerika vertrat.